

Der Sohn der Hagar.

Roman von Paul Keller.

(33. Fortsetzung.)

Da war er eine Weile nicht auf dem Tisch und zeigte die Kassenheine.

Entsetzt trüben sie mit den Stühlen vom Tisch ab.

Sie braucht Euch nicht zu fürchten; ich habe es nicht gestohlen; ich habe es geerbt. Die alten Geschäftskunde in Reichau sind meine Großeltern, von denen habe ich es.

Da hatte er es gerade heraus gesagt.

Und er sagte auch das andere; sagte alles klugweise, abgerissen, als ob jedes Wort ihm schmerze, jedes Wort verloren wäre.

Sie sahen still und betreten, schau und schwer verlegen.

Und nun hab' ich's Euch gesagt, und nun spricht mir keiner darüber ein Wort. Keiner ein Wort, oder er ist mein Feind!

Am nächsten Tage beredete er sie, mit ihm nach der Stadt zu ziehen. Er gab ihnen Geld, das sie ein Unterkommen fanden und mietete sich selbst eine kleine Stube. So machte er einem vierfachen Misstrauenleben ein Ende.

In dem tausendgefalteten Leben der großen gewerkschaftlichen Stadt fanden die Leute ihr Unterkommen.

Robert, der Italiener, sorgte Robert um 150 Mark an und begann einen Handel mit Kurzwaren, die er in einem Korb zum Verkauf trug. Er war bald in allen Geschäftshäusern die populärste Figur, zahlte Robert gewissenhaft sein Zehnten zurück und war nach fünf Jahren ein wohlhabender Mann. Er bekam keine Scherze und Redensarten besser bezahlt als seine Waren, und wenn er einen neuen Artikel erschaffen hatte, verdiente er damit mehr Geld, als ein guter Schriftsteller mit einer guten, kleinen Arbeit.

Schulze, der Vater, brachte es zu nichts. Die Wanderlehre führte seine Hände zum Leinwand, er wandte sich um zu Grunde in jeden Bau. Die Färbung tut nichts zur Sache, die große Baugesellschaft kündigt alles grau.

Robert ging wie ein Trummer durch die Stadt. Er fand keinen guten Platz. Ein paarmal wurde ihm eine Stelle von anderen weggenommen, die weniger schau waren, als er.

Als er die Stelle hatte, schrieb er an seine Großeltern. Er war außerstande, ihnen sein Versprechen nicht zu halten. Aber es war noch soviel Klugheit und Gerechtigkeit in ihm, daß er das Törichte, Unbillige einfach, die alten Leute aus ihrem schönen Heim herauszulockern in die schwärze, krumme Stadt. Er wollte ihnen nur sagen, daß er heimlich geworden sei, daß er nicht mehr betteln und frieren. Dann schrieb er, sie sollten an ihrem Orte wohnen bleiben und ihn besuchen, wenn sie wollten. Sie sollten ihn auf diese Monate besuchen.

Am 19. Dezember kam dieser Brief zurück.

Ein Briefträger hatte mit Pfeil auf die Rückseite geschrieben: Adressate verstorben.

Das war die Todesanzeige, die der Sohn der Hagar von dem Hingang seiner letzten Angehörigen erhielt.

An diesem Tage verlor Robert seine Arbeitsstelle, denn er lief von der Arbeit fort.

Er schrieb einen Brief an Gottlieb Reuter und sah dann wartend Tag um Tag, bis er die Antwort erhielt.

Lieber Robert!

Deine guten Großeltern sind sanft entschlafen. Sie sind alle beide an demselben Tag gestorben. Du wirst doch, daß sie jeden Mittwoch in die Stadt zum Markt gingen. Das haben sie auch nach gemacht, als du fort warst. Sie waren nicht so sehr traurig. Sie sagten, wir haben doch einen Goldschmied, und die Maria ist nicht sehr glücklich geworden und ist gut geworden.

Da waren sie guter Dinge. Aber da sind sie wieder einmal in die Stadt und auf heimgang hat sie ein sehr böses Wetter erwischt. Da haben sie sich beide den Tod geholt. Infuenza und Augenentzündung haben sie geholt. Dr. Friedlieb und Christel und ich sind bei ihnen gewesen. Und sie haben nebeneinander gelegen, und jedes hat im

mer aufgepöcht, daß nicht etwa das andere zuerst stirbt. Der Vater ist zuerst gestorben. Da hat die Mutter noch sehr geweint, aber ehe der Tag um war, war sie auch tot. Lieber Robert, gräme dich nicht, gönne ihnen die Ruhe.

Was nun deine Verwandten väterlicherseits betrifft — von dieser Stelle an las Robert nicht mehr weiter.

Nach drei Tagen, die er dem Gedanken seiner Großeltern geweiht hatte, schrieb er den Anfang von Gottlieb Reuter's Brief ab. Den Brief selbst warf er ins Feuer.

Auch an Gottlieb Reuter schrieb er nicht mehr.

Reichau war für ihn verfunken.

Zwei Jahre gingen dahin in der Form. Am frühen Morgen tief die gelende Fabrikspeise zur Arbeit. Wie ein willenloser Sklave, wie ein Verurteilter folgte Robert dem antreibenden Zeichen.

Er arbeitete weder klug noch lüthig. Bei seinen Arbeitsgenossen war er unbeliebt. Er sprach wenig, war immer schau und in sich gefehrt, niemals lustig und hatte an seinen Freunden kein Gefallen.

Ein kleines Erbeil war ihm noch zugestiftet worden, nachdem das großväterliche Häuschen verkauft worden war. Das Geld brauchte er nach und nach auf. Denn er war oft krank und arbeitsunfähig.

Mit starrem Trost verachtete er jede Verbindung mit Reichau. Briefe, die von da kamen, nahm er nicht an. Dr. Friedlieb machte sich endlich auf die Reise, ihn aufzusuchen, aber er war so unglücklich telegraphisch anzumelden, und fand das Zeit sein. Die Wittin, eine ganz einfache Frau, übergab dem Doktor einen verschlossenen Brief.

„Er hat die ganze Nacht geschrieben,“ sagte sie.

Der Doktor setzte sich auf einen der Bretterhölzer und las: „Sehr geehrter Herr Doktor! Es tut mir leid, daß Sie unendlich den weiten Weg gemacht haben. Ich bin nicht inspiant, mit Ihnen zu sprechen, und ich werde deshalb an einen anderen Ort ziehen. Ich weiß, daß Sie es gut mit mir gemeint haben und freundlich gewesen sind, ebenso Ihre Frau und ebenso der — Ihr Schwiegervater. Sie haben mir viele und große Almosen gegeben. Aber ein Recht haben Sie mir nicht gegeben. Sie haben sich alle meiner geschämt. Wenn meine Mutter nicht gestorben wäre, hätte sie mir wohl nicht viel geben können, weil sie ein armes Dienstmädchen war, aber sie hätte den Leuten gesagt, daß ich ihr Sohn bin. Sie hätte sich meiner nicht geschämt, obwohl ich für das Mädchen eine viel größere Schande war, wie für — wie für Ihren Schwiegervater. Meine Großeltern haben sich meiner auch nicht geschämt; sie haben mich als ihren Enkelsohn mit vielen Freuden angenommen. Sie haben mich das Recht gegeben, daß ich zu ihnen gehöre, und da habe ich alles von ihnen angenommen, wie ein heiligstes Erbeil. Aber in dem Hause Ihres Schwiegervaters haben sie mich verächtelt und verachtet und mir Almosen gegeben, und die Frau hat gesagt, ich bin ein Erbseidiger. Das habe ich nicht aus, da will ich viel lieber verderben. Es ist mir wohl schlecht gegangen, und ich habe auf den Straßen getrottelt, aber an dem Hause Ihres Schwiegervaters mag ich nicht betteln. Können Sie nicht mehr wieder, — sehr geehrter Herr Doktor, ich werde auch nicht mehr nach Reichau kommen. Es soll endlich damit alle sein.“

Dieser Brief las Dr. Friedlieb dreimal. Dann stand er auf und sagte zu der Frau, die neugierig an der Tür stehen geblieben war: „Sehen Sie, er hat recht! Wo der Mensch ein Recht hat, sind Almosen Betrug. Es gibt Leute, es gibt unheilliche Kinder, die Almosen nehmen, die selbst, die

soviel sind, aber es gibt welche, die an den Almosen erwürgen. Und das sind die Väter, die Obedienten, die Weidert, die Ansehen sind noch viel elender! Und ein Güter ist Robert Hellmich. Einem, der nach dem Recht fragt, nach dem Naturrecht! Ein Mensch ist er, — ein Mann!“

„Geben Sie mich von allem verstand,“ sagte ein paar aberne Worte. Das verdroß Dr. Friedlieb.

„Kommt denn der Robert Hellmich zu Ihnen zurück?“

„Ich weiß nicht! Alles bezahlt hat a — die Miets für'n ganzen Monat, — aber ich denke doch — keine Sachen sind noch hier!“

„Geben Sie mir Schreibezeug!“ Dr. Friedlieb schrieb drei Stun-

den lang. Er schrieb viele Wagen voll. Aber als er alles endlich durchschau und mit Robert's kühnem Brief verstand, fand er seine Verleugungselbstkritik richtig, und er verbrannte sein Schreibezeug.

Auf einen Bettel fuhr er: „Lieber Schwager, du hast recht! Komm zurück, wir werden dich anerkennen.“

Dr. Friedlieb. Den Bettel fuhr er in ein Korb und rief die Frau noch einmal zu sich.

„Herr Hellmich ist mein Schwager,“ sagte er. „Ich bin der Dr. Friedlieb aus Reichau. Herrn Hellmich's Schwester ist meine Frau. Wenn er zurückkommt, geben Sie ihm diesen Brief! Kohler sind zwanzig Mark für Ihre Mühe. Und darüber noch dreihundert Mark. Wenn etwa mein Schwager noch irgendwelche Verbindlichkeiten hat, die bezahlen Sie, — verstanden? Das heißt, Sie tun so, als wenn Sie das für ihn einwilligen auslegten. Als wenn das Ihre Ehrenpflicht wären! Sie sagen ihm, er kann es Ihnen später wiedergeben. Verstehen Sie das? Er darf nicht wissen, daß das Geld von mir ist. Wenn Sie Ihre Sache gut machen, soll es Ihre Schanden nicht sein.“

Die Frau ver sprach alles, und Dr. Friedlieb ging.

In der Folgerzeit hat die Frau den Brief und fünfzig Geld für sich behalten, die Sachen aber, die Robert einforderte, hat sie ihm mit der Post zugesandt.

In irgend einem Hospital war es. Robert hatte dort Aufnahme gesucht. Um zu arbeiten, war er zu krank. Durch lange, planlose Wanderung mit tauglichen Entbehrungen und Schlägen war es mit seiner Gesundheit rasch abwärts gegangen.

Nur war der Arzt dagewesen und hatte wieder an seiner Brust herumgehört. Eine Schwester hatte daneben gestanden.

„Mut, junger Freund, die rechte Lunge ist kerngesund!“ Er antwortete mit dem matten Lächeln, mit dem solche Kranke oft zu antworten pflegen.

Und wie der Doktor mit der Schwester aus dem Zimmer hinauskam, hörte Robert mit den feinsten Gehören, die die Kranken haben, die nach dem Leben lauschen: „Zimmerhin vielleicht noch ein Vierteljahr!“

Die Nacht, das Fieber kam.

Robert lag still trotz der niedrigen Wärme.

Nach ein Vierteljahr! Dann sterben! — Das war gut! So ganz still liegen ohne Leib und Stumper, ohne Ohrl und Herzeil unterm grünen Hofen und hinausträumen in die blühenden Blumen, die der Damp auf jeden Hügel pflanz. Zu Hause sein, an einem fernen, stillen Ort!

Aber als die Mitternacht geschlagen hatte, fragte doch das junge Leben nach seinem Recht und entsetzte sich vor der Leisten, fallen Orube, die ohne Licht und Licht ist. Und dem jungen Plume erschieß das elendliche Leben besser, als der Tod, das elendliche Dajin angefüllt mit Schönheit und Wohlleben gegen diese starr, fürchterliche Einsamkeit.

Die junge Seele rang in Not und Leid und wollte ihr Haus nicht verlassen.

Das ganze Leben zog in bunten Bildern an ihr vorüber, in Bildern, die viel schönere, leuchtendere Farben und Lichter Punkte hatten und deren großer Hintergrund verflärt war vom roten Anhang der Lebenslust.

Ein Vierteljahr! O Gott, dieses kurze bischen Zeit des hohen, süßen Glückes, leben zu können, nur nicht schmachten, nur nicht verlernen, in diesen lächelnden Wänden, in diesen lächelnden Wänden! Nur nicht vorzeitig tot sein! Mühs, hinaus ins Leben! Hin aus in die milde Frühlingsluft, die hellster sein würde, als des Arztes Medizin. Noch einmal hin ein in den schönen ringenden Wald!

O, wenn er noch einmal wandern könnte mit den Kameraden. Sie hatten ihm jetzt so lieb, so gut, so lustig vor. Und jede stille Wertschätzung ersahen ihm in der Erinnerung heimlich und gemächlich, so recht geschaffen, fröhlich zu sein.

Gegen Morgen fiel er in Schlummer, und als er erwachte, war zwar die Erregung verschwunden, aber eine stille Sehnsucht, und der Wille, das Krankenhause zu verlassen, waren geblieben.

Gegen den Willen des Arztes verließ er um Radmittag des letzten Tages die Anstalt.

(Schluß folgt.)

Das böse Gewissen des Verschwinders äußert sich darin, daß er in kleinen Pingen geht.

Merk wider Mutter. Alle Tochter (mit dem Radrecht heimkehrend, daß das Dienstmädchen schon eine Strafe verbüßt): „Mama, die Anna muß fort, sie hat schon einmal gefressen!“ Dienstmädchen: „Herrz, Sie sitzen dort noch!“

Der große Ausverkauf.

Die ganze Welt fährt zum deutschen Sahlenderjahrmarkt. Von Colar T. Schwieger.

Haag, im Dezember.

Alles fährt zum deutschen Sahlenderjahrmarkt. Alle Welt will mittun bei dem großen Ausverkauf zu Sahlenderpreisen. Ein jeder will sich gern etwas schenken lassen, denn Deutschland verachtet seinen Preis, verachtet sich selbst.

Die Eisenbahnzüge aller Nationen sind propägenvoll. An Stationen Zoologischer Garten Berlin, sein Platz mehr zu bekommen im holländischen Juge. Selbst kann ein Ziehplatz im Korridor.

In der 1. Klasse meines Juges sitzen acht Amerikaner. Im Abteil daneben Franzosen. Weiter hinwärts Holländer. Initiativ siebt man sich nach Nationalitäten eingeteilt zu haben. Im Korridor alle Sprachen durcheinander. Hier und da hört man sogar ein deutsches Wort. Die Deutschen flüstern; die anderen sprechen laut und vornehmlich.

Am liebsten scheinen die Amerikaner zu sprechen. Die Tür ihres Abteils ist nicht ganz geschlossen; ich bin angewinen im Korridor. Bruchstücke ihrer Unterhaltung mitanzuhören.

„You bet your sweet life, we'll reshipe them all right, all right! Belgium and France will swallow them all right enough!“

„Buy a lot!“

„A lot? Thousands and thousands!“

Tiefes, selbstzufriedenes Lachen. Dann, nach kurzer Pause, eine andere Stimme im Brustion flüster Überzeugung:

„Aren't they a lot of damned fools, though?“

„Aren't they, though?“

Wohel nicht ganz klar ist, wer die „damned fools“ sind; die Deutschen, die Belgier oder die Franzosen. Ich plane die Amerikaner meinen alle; Die Deutschen aber in aller-allererster Linie.

Das Gedränge im Korridor nimmt ab. Außer ohne ersichtlichen Grund, denn der Zug hat nicht gehalten; es ist niemand aus- oder einsteigend. Bald fällt es aber auf, daß nur noch Deutsche im Korridor stehen. In den Kuppen ist man zusammengedrängt und den stehenden Handelswaren Platz zu machen. Zeit fassen sie alle unter sich; Amerikaner und Engländer und Franzosen und Neutrale. Wenn ich zwölf Menschen in einem Abteil. Aber sie sitzen, rufen, wärmen sich, Draußen in der Kälte, im zugigen Korridor, stehen müde und matt die Deutschen. Der Zug raselt weiter über deutschen Boden.

Unter den Holländern befindet sich einer, den ich kannte. Er nötigte mich in sein Abteil; fast hätte ich gesagt, in die holländische Abteilung. Das war der selbte Mann im engen Raum. Alle übrigen ausnahmslos Niederländer.

Sie kamen alle aus Berlin. Einer war zuvor in Nemscheid, einer in Thüringen gewesen. Alle waren sie enttäuscht von ihren geschäftlichen Ergehen. Und betonten, allesamt gleichzeitig, daß sie das Deutschland von heute nicht mehr verlassen könnten. Weder die wilde Verdingungssucht, noch die ihnen völlig unbegreifliche deutsche Handelskultur. Und sie erzählten ihre Erlebnisse. Ein Mann sagte:

„Ich bin Maschinenfabrikant. Besten ging ich in einen Laden in Berlin, um mir einen Schluß zu kaufen. Sehen Sie diesen Schluß. Er kostet 20 Mark! Was dürfte der wohl in Holland kosten?“

Allgemeine Betrachtungen. Man einigte sich auf 6—8 Gulden.

„Sagen wir 3 Gulden,“ meinte der Fabrikant. „Das ist niedrig gerufen, so daß ihm mir jedes in Betracht kommende Geschäft für 4 Gulden gern ablaufen wird. Zwei Gulden habe ich bezahlt. Ist die Rechnung einfach?“

„Sehr,“ sagte ich. „Aber Sie sind doch Moldänenfabrikant.“

„Was schadet das? Ich habe dem Mann sofort und ohne zu feilschen seine sämtlichen Krawatten abgekauft. Er hatte 4000 Stück im Laden; jede zu 20 Mark das Stück.“

Er wies auf eine große Handtasche.

„Die ist voll. Und im Grosßhandel habe ich die anderen. Ich habe, ohne mich zu bemühen, achttausend Gulden verdient. Warum sollte ich die Gelegenheit nicht wahrnehmen?“

„Sein Gegenüber lachte.“

„Das ist eigentlich komisch. Ich bin nämlich Schlupfabrikant, und da habe ich in Thüringen einen enormen Vollen Porzellan ausgekauft.“

Er öffnete eine Handtasche und zeigte die Mutter-Läden. Unterst, Mittelst, und oberst. „Vor acht Tagen bot ich dem Fabrikanten etwas weniger als er verlangte. Und aus dem Handel wurde nichts. Am Laufe der Woche aber fiel die Mark wieder um einige

Punkte. — Gestern ging ich zu dem

fabrikanten zurück und erklärte, auf sein Angebot einzugehen. Wir schlossen den Kauf ab. Und ich zahlte dem Fabrikanten 70.000 Mark weniger, als die Summe, die ich ihm zuerst angeboten hatte. Das heißt, er erhielt wohl die Summe in Mark, die er haben wollte, ich aber erparte 7000 Gulden; also siebenzigtausend Mark. Ich muß sagen, ich verstehe das nicht. Hatte der Mann keine Ahnung davon, daß die Mark wieder gefallen war? Denn daß ich Holländer bin, wußte er. Ich hätte die 70.000 Mark ohne weiteres mit ihm geteilt und noch ein gutes Geschäft dabei gemacht.“

Und die Holländer schüttelten die Köpfe.

„Es scheint mir,“ sagte mein Bekannter, „daß die Deutschen mit dem Preise auch ihre alte, berühmte Geschäftstätigkeit verloren haben. Es ist, als ob sie sich um jeden Preis gerade der einzigen Dinge entbehrten wollen, die unter den heutigen Umständen für sie noch Wert haben können. Nämlich Waren. Wie ein großer Ramschverkauf vor dem sicheren Konkurs mütet das an. Daher auch zum Teil das Mißtrauen des Auslandes. Und das immer weitere Sinken der Mark. Da habe ich j. B. —

Und er fing eine ähnliche Geschichte zu erzählen an. Immer dieselbe Geschichte. —

Der Zug nähert sich der holländischen Grenze. Die Deutschen haben jetzt etwas mehr Spielraum; sie alle Franzosen und die meisten Amerikaner und Engländer sind ausgegangen, um mit einem anderen Zug über Köln nach Belgien, Frankreich oder England zu reisen. Man hört also schon fast ebensoviel Deutsch wie andere Sprachen.

Sowjetthema der Deutschen natürlich: die Wälate. Und der Grund ihres Tiefstandes. Die Entente und Erzberger und das Voch in Wien. Und der Markt demagog. Ramentlich der Markt demagog. Der mühte unterhalten werden. Bis auf die Haut mühte jeder Reisende unterzucht werden, wenn er die Grenze passiert. Dann würde es bald besser stehen mit der Wälate.

Die Grenze, Holland. Und dann — körperliche Untersuchung. Es wird also vorläufig auf die Markt demagog gefahnen. Jeder Reisende muß sich „anfassen“. In langen Reihen vor den Untersuchungstischen. Einzelnen werden sie hmeingeführt; bleiben solange darin, daß eine miltärl gründliche Untersuchung und tästlich ermöglicht ist. Und die Heranströmenden erzählen teils verzärt, teils spöttlich, daß sie sich bis auf die Haut haben entfleiden müssen. Der Bericht, dieses Loch im Westen zu stoßen, ist grandität.

Nach englischen Worten bin ich bis zum Wäalten in meiner Weise vorgeht. Vor mir stehen drei Mann. Sogt der Dritte zu dem Ersten: „Kannst Du mir denn Taschentuch leihen?“ Der Erste kann und tut es. Ein sehr unangenehmes Taschentuch, weil es mir igehnen. Ein Taschentuch, das viele Taschentuchherren beherbergen könnte. Der Vordere. Oder Britanten. Mein Vordermann fändert sich auch mit die Nase. Er trekt das Tuch einfach an seine Nase.

Der Erste tritt in die Helle. Kommt nach langer Zeit, gründlich ungerührt, wieder heraus und bitter, nachdem die Jellentrikt sich hinter dem Zweiten geschlossen hat, meinen Vordermann in aller Gemütsruhe die Kleidung seines Taschentuches. Der Mann hinter mir, ein Amerikaner, hat den Vordere ebenfalls beobachtet. Er lacht laut auf.

„What damned fools those Germans are!“

So werden die Löcher gestopft. Auch das vielgeprossene deutsche Organisationswäalten scheint zum Teil.

„Jenets der Grenze auf holländischen Boden.“

„Sehen Sie,“ sagt mein Bekannter und reißt mir den Zuseterteil eines holländischen Blattes. Es wimmelt von deutschen Angeboten, Wäalten, Fabriken, Metzangefen, Rittzügler — Deutschlands feiler Grund und Boden wird ausgenissen, was auf einem Holzmarkt. Man sollte vor dem niedrigsten Markkurs profitieren, heißt es dabei ausbrüchlich. Nun — man profitiert. Der Herr mir gegenüber kommt aus Wien. U. unterhandelt über den Anlauf einer Dampfzegelei mit 700 Morzen Land. Und rednet aus, was das in Gulden kosten wird. Er sagt, er wird noch 14 Tage warten. Die Mark wird dann wahrscheinlich wieder tiefer stehen; dann sagt er noch bühler. Der Verkäufer hat ja einen Weltreisp angegeben — beiseite keinen Guldenpreis!

„Ich verstehe es nicht!“ beschließt er seine Ausführungen. Die Deutschen haben, als sie von uns kausen nicht nur in Gulden, sondern in Geld zahlen müssen. Nun wir von ihnen kausen, bezahlen sie fast wertlose Mark und neuen Papier.“

Und sie schütteln die Köpfe. Frummen: „Dwaase Gekken!“

Nun Haag angekommen, treffe ich holländische Bekannte auf dem Bahnh-

hof. Ein junges Ehepaar. Sie

fahren morgen nach Deutschland. Freundesbrief erzählen sie mir von ihrem Entschluß.

Bei der Wohnungsnot im Haag war es natürlich leicht, unsere Wohnung möbliert zu vermieten. Wir besaßen dafür 200 Gulden monatlich. Wir zahlten 30 Gulden Miete. Das läßt uns 170 Gulden Ueberschuß. Nach dem heutigen Stand der Wälate sind das etwa 2000 Mark. Damit können wir in Deutschland sein leben. Wälu noch arbeiten?“

„Das ist wohl die neueste holländische Industrie?“ fragte ich scherzend.

„Warum nicht? Van Niel hat es ebenso gemacht. Er wohnt jetzt in Heidelberg. Und Driezens in Weihenheim. Und —“ Er nennt eine ganze Reihe gemeinschaftlicher Bekannter. „Warum nicht?“

„Eben! Warum auch wirklich nicht? Die Deutschen sind ein arbeitames Volk. Warum sollen sie nur für die Entente allein arbeiten und nicht ein wenig auch noch für andere nebenbei? Was natürlich am besten dadurch zu erreichen ist, daß man alle wirklichen Werte kleinspottig verschleudert.“

Fools! Gekke! Anekannte Narren in allen Sprachen.

Liebes-Hochschule.

In Dallas-Texas, entdeckt und unschädlich gemacht.

Die Verhaftung einer sehr ungelesenen Ladendiebin in Dallas, Texas, führte die Polizei zur Entdeckung einer veritablen Hochschule für die Heranziehung tüchtiger Ladendiebinen.

In einem Geschäft in Dallas beobachtete dieser Tage ein Ladendetektiv eine hochdelegant gekleidete junge Dame, eine wahre juwelische Früchte, die sich durch ihr Gebären an einem Geschäftstag verächtlich gemacht hatte. Er folgte, wenn auch nicht erötend, ihren Schritten und erwiderte sie schließlich, als sie eben im Begriffe stand, einen Wertgegenstand in die geheimnisvollen Tiefen ihres Rockes verschwinden zu lassen. Ihre Vernehmung im Polizeihauptquartier förderte die höchst merkwürdigen Tatsache ans Licht, daß sie schon eine Hochschule für Ladendiebinen abdiert hatte und die Operation in n Ladet ihren ersten Versuch stellte, auf eigene Faust, d. h. in weitenheit ihrer Lehrerin, einen schluß auszuhalten.

Die Polizei begab sich alsbald nach dem von der Arrestantin bezeichneten Orte und verhaftete daselbst die Leiterin dieses Diebesinstitutes, eine Frau Bertha Flowers, und vier junge Mädchen, welche nach Angaben der Polizei als Lehrreimerinnen fungierten und dabei natürlicherweise sich auch praktisch betätigten, wann immer die Gelegenheit sich dazu bot.

Die Leiterin der Schule suchte ihre Opfer unter jungen und sehr hübschen Verkaufserinnen in den Departementsläden von Dallas und auch anderen Städten aus, welche sie zunächst dadurch zu lockern versuchte, daß sie sich denselben mit der Erklärung näherte, daß sie eine leuchtendere Bekleidungsart als ihre gegenwärtige für sie wügte, wobei sie in einer Stunde, unter ihrer persönlichen Anleitung mehr verdienen könnten als in einer ganzen Woche als Verkaufserinnen. Die Mädchen, welche Interesse bekundeten, wurden allmählich ins Vertrauen der Lehrreimerinnen gezogen und schließlich überredet, gegen Entschädigung einer einmaligen Eintrittsgeld im Betrage von \$24.00 einen Kursus in „Shoplifting“ zu nehmen.

Der Unterricht selbst ließ nach Angaben der jungen Damen an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig. Zunächst wurde Shoplifting theoretisch erläutert und wissenchaftlich beleuchtet und nach dem bekannten Recepte, daß alle Theorien grau ist und nur grün des Lebens goldener Baum, schritt man alsdann zum praktischen Teile des Unterrichts. In diesem Bezug hatte die Leiterin eine Uebungsschule eingerichtet, mit Verkaufstischen, die sich förmlich unter der Last der auf ihnen ruhenden Objekte, die natürlich samt und fonder gestohlen waren, bog. Es wurde ad oculos demonstriert, wie man die Aufmerksamkeit der Verkaufserinnen in den Läden durch Konversation ablenken und dabei durch geschicktes Manipulieren den gewöhnlichen Gegenständen hindern und in seine Kleider verdrängen lassen muß; jerner wurde gezeigt, wie man sich zu benehmen habe, wenn eine, der Angestellten Verdacht schöpfen sollte. Wenn die Schülerin geschicklichkeit und Selbvertrauen befandete, wurde sie, zunächst in Begleitung einer Lehrerin, auf eine Shoplifting Tour ausgesickt. Die Lehrerin trug irgend einen Gegenstand und verfolgte denselben, und die Schülerin mußte dann dasselbe tun. Auf dem Heimwege wurde ihre erste Operation kritisiert, die Mängel der Bewegungen bloßgelegt und solche Maßnahmen angegeben, die darauf

hinzuliefen, ihre Technik zu verbessern. Nachdem die Schülerin das

Stehlen kleinerer Gegenstände bemerkt, wurde sie in dem Laden und Berichten größerer Artikel unterwiesen.

Diese Schule hätte aller Wahrscheinlichkeit nach noch lange floriert, wenn nicht eine Debitanten bei ihrer ersten Operation den Kopf verloren und infolge dessen den Diebstahl so plump aufgeführt hätte, daß man sie in flagranti ergriffen und der Polizei überantwortete.

Antepul.

Der Bürgermeister von Sippo, ist mit den Zweigeordneten und einem Gemeinderat, schuldhaftig bei dem Kreisamtmannt vortellig geworden, um die Genehmigung eines Bauplanes für ein neues Schulhaus zu erlangen. Nach längerer Unterredung wurde die Angelegenheit zu einem geschiedlichen Erde gebracht; die ländliche Deputation ließ den Plan in Händen des Beamten und trat, von dem Resultat der Beprechung vollauf befriedigt, die Deputation. Der Plan wurde technisch geprüft, genehmigt und „ohne Erinnerung“ an das Baunnt zurückgegeben.

Nach einiger Zeit aber wurde der Kreisbaumeister durch den Beauftragten des Bürgermeisters informiert. Derselbe trat, den Bauplan gerollt in der Hand tragend, in das Amtszimmer und begann: „Bezieh'n Sie, Herr Kreisamtmannt, is jetzt dös auch noch möglich!“

Der Angeförrone eine fragte etwas ungeladent: „Was? Was soll denn möglich sein? Prüfen Sie sich deutlicher aus — nun?“

„Ja,“ meinte der Bürgermeister verlegen: „— was — Sie — Ent — Ihr — Ent, gar nimmer erinnern könnt's an die Sach' vom Schulhaus, wo wir jehig'mal abg'macht hab'n.“

„Warum,“ entgegnete der Beamte, „soll ich davon nichts wissen — die Sache ist ja in Ordnung, soviel ich weiß.“

„Ist is's,“ erwiderte der Bürgermeister: „A'rademina is p' und 'drauf'stand'n is: „Dane Erinnerung!... Zeit fönnen wir wieder von vorn anfang'n!“

Ein unbeschreiblicher Brief an Berthold.

Die von Professor Dr. Max Graf in Wien herausgegebene Wochenchrift „Musikalkalischer Kurier“ teilt eine kuriose Geschichte mit:

Von kurzem ist in Wien am Postamt IX/3 ein Brief angekommen, den man für einen Scherz halten könnte, wenn er sich nicht wirklich in unseren Händen befände. Der Brief hatte folgende Adresse: Wohlgeborenen Herrn Ludwig Berthold, Professor am Konservatorium.

Wien, 9. Bez., Schwarzenbierstraße 15, 1. St.

Der Briefträger, der diesen Brief auszuliefern hatte, hat gewissenhaft Nachforschungen nach dem Adressaten angestellt, deren Resultat nachfolgender amtlicher „Vermerk“ auf dem Anwert war:

„Adressat IX/3, Schwarzenbierstraße 15 jetzt unbekannt. Vor 92 Jahren wohnte hier ein Ludwig Berthold, jehiger gefordern im Jahre 1827. Anfrage Konservatorium, Wien II/3.“

Der zur „Anfrage“ an die Musikakademie delantende Brief hat folgenden Wortlaut:

„Wien, am 12. November 1919. Sehr geehrter Herr Professor! Es handelt sich darum, ob Sie meine 16jehrige Tochter für die Oper ausbilden können. Ihre Eltern haben mir sehr gut gefallen, so das ich nur Vertrauen zu Ihnen sehr geehrter Herr Professor habe. Ich bezahle alles was Sie verlangen den ich bin sehr reich und habe 200 Kronen für die Lezion. Wühten Sie das übernehmen? da ich heute abreisen muß so bitte ich um Ihre Zuschrift. Mit Hochachtung (sollt' genaue Adresse und Name!) (beigelegt 1 Stück 20 Heller-Briefmarke!) Kolum, Galizien.“

Der ehrenwerte Briefschreiber aus Galizien wird wohl vergeblich auf die Antwort Professor Bertholdens warten, und es ist wirklich bedauerlich, daß der arme Berthold ein so lukratives Angebot nicht erleben konnte. Der Briefschreiber gehört vielleicht dem Stande jener Hindler an, die am Kriege sich bereichern haben und will sich nun den — ihm vermuthlich von einem Spasvogel empfahlene — Tunnos gönnen, seine Tochter bei Bertholden lernen zu lassen. So bildet der ergötliche Brief einen Wäraun zum musikalischen Kulturleben der „großen Zeit“ und zur Charakteristik der neuen musikalischen Gesellschaft.

— Neues Wort. — Ist denn der Mann noch immer unerwähnt? Er wollte doch die kleine Religion vom Feindentheater beiraten!

„Aber ja — aber eine ganze Verwandtschaft stammten auch sich gegen auf.“